

geschlachtet, zerlegt. Einer hat inzwischen ein Feuer angezündet, wirft grünes Laub und feuchtes Holz in die prasselnden Flammen; ein dicker, schwarzer Rauch steigt hoch gen Himmel auf, als Signal für die wartenden Gefährten im Lager, daß die Beute geborgen ist. Leber, Herz und Eingeweide werden sofort auf Kohlen geröstet, und die Ankommenen fünden bereits ein Mahl vor. Auch einige wandernde Buschmänner, die das Feuer bemerkt haben und befreundeten Horden angehören, sind willkommen. Das Tier wird zerteilt, die Stücke zum Lager gebracht, und nun geht's die ganze Nacht hindurch festlich zu.

Hier braten über den loderbenden Feuern große, an Stangen gepießte Fleischstücke, dort hoden einige umher und verschlingen ungeheure Portionen des halbrohen, heißen Fleisches, nagen schmatzend mit den Zähnen die Knochen ab, selbst mit Blut und Fett besudelt. Ist man gesättigt, so beginnt erst recht die Lustbarkeit unter Singen, Tanzen und Händeklatschen. So wechseln die ganze Nacht hindurch Tanz und Schmauserei ab, bis alles verzehrt ist und der Körper vor Müdigkeit nicht weiter kann.

Am nächsten Morgen beginnt der Kampf ums Dasein von neuem.

Im solcher Weise verlaufen die Jagden des Buschmanns. Eine unendliche Beharrlichkeit gehört dazu, mit seinen primitiven Waffen, bei dem heutzutage herrschenden Wildmangel, ein größeres Tier zu schießen. Gelegentlich stößt er wohl zufällig auf eine ins Fressen vertiefte Herde und kann aus nächster Nähe ein Tier schießen, im allgemeinen ist die Jagd aber furchtbar mühsam. Weiter als 60 bis 100 Schritt trägt der Pfeil nicht, von 30 bis 40 Schritt ab schießt der Buschmann bereits herzlich schlecht. Auf ganz offenen Grasflächen kriecht er bis auf 30 Schritt heran, unter dem Schutz vereinzelter Büsche auf 10 Schritte. Im Busch selbst kriecht er dicht an die Tiere heran, auf fünf, selbst drei Schritte, sozusagen dem Tier unter den Bauch. Wie der ganzen Jagd kommt es darauf an, daß der Jäger nicht gesehen wird, auch nach dem glücklichen Schuß. Die Tiere sollen nicht weit laufen, vor allem sollen sie im Bereich des Familienbistritks bleiben. Wie oft geht aber ein verwundetes Tier trotz aller Vorsicht verloren! Bald ist die Wunde zu leicht, d. h. es stirbt überhaupt nicht, bald zu schwer für die betreffende Tageszeit. Am besten ist es, ein Tier am frühen Morgen schwer zu verwunden in die Brust- oder Unterleibsorgane. Dann bekommt man Gemsbock, Gnu, Harthebeest, Eland und andre große Antilopen im Laufe desselben Tages. Kleinere, wie Steinbock und Ducker, sterben im Laufe eines halben Tages. Dagegen bekommt man die Giraffe selten vor dem dritten, manchmal erst am vierten Tage. Ein sehr gefährliches Unternehmen ist das Speeren der kranken Tiere. Um diese noch vor Einbruch der Dunkelheit zu töten und sich dadurch zu sichern, muß der Buschmann oft mit dem Speer noch verteidigungsfähige Tiere erlegen. Er schleicht also an das stehende oder liegende kranke Tier von hinten heran und stößt ihm den Speer in den Leib. Es springt auf und läuft davon, um sich bald wieder hinzulegen. Dieses Manöver wird unter Umständen mehrmals wiederholt. Oft aber wendet sich das geängstigte Tier in seiner Verzweiflung gegen seinen Gegner. Da heißt es auf seiner Hut sein und blitzschnell springen. Der Gemsbock ist weitaus der gefährlichste Bursche. Manchen glücklichen Schützen fand man auf die langen, spitzen Hörner gepießt neben seiner Beute. Böse ist auch das Gnu, am ungefährlichsten das schwerfällige Eland. Bei der Giraffe heißt es aber, die wuchtigen Hufschläge zu vermeiden, die unfehlbar das getroffene Glied zerschmettern.

Man wird es verstehen, daß bei einer so schwierigen Methode zu jagen, heutzutage nicht mehr viel Wild erlegt wird. Im Chausfeld soll eine Familie sehr froh sein, wenn sie im Laufe eines Jahres ein Eland oder Gnu und mehrere kleine Gazellen schießt.